

Anmerkungen zum deutschen Journalismus

Zunftwesen mit Mittelmaß

Jochen Thies

Bundespräsident Johannes Rau hat den deutschen Medien unlängst bei der Einweihung des Neubaus der Bundespressekonferenz in Berlin ein gutes Zeugnis ausgestellt. Niveau, Leistung und Vielfalt der deutschen Medien suchten im internationalen Maßstab ihresgleichen, meinte der Präsident und gab damit eine in Deutschland weit verbreitete Auffassung wieder. Ist dieses Urteil aber wirklich berechtigt? Gehören die deutschen Medien und damit die deutschen Journalisten wirklich zur Spitzengruppe in Europa und in der Welt? Gewiss wird diese Selbsteinschätzung von der Berufsgruppe geteilt. Aber wird hier nicht schiere Größe des deutschen und europäischen Medienmarktes mit Qualität verwechselt? Und: Hat die positive Einschätzung des deutschen Journalismus möglicherweise etwas mit dem stellenweise zu engen Verhältnis zur Politik, mit der wechselvollen Geschichte des Berufsstandes im gerade zu Ende gegangenen Jahrhundert und mit den Mechanismen der Rekrutierung des journalistischen Nachwuchses zu tun?

Kein anderes Land im Kreis der westlichen Demokratien hat im zwanzigsten Jahrhundert so viele Umbrüche im Journalismus erlebt wie Deutschland. Man kann die Auffassung vertreten, dass es seit den zwanziger Jahren und dem Ende der Weimarer Repu-

blik im Grunde genommen alle zwanzig Jahre große, im wahrsten Sinne des Wortes existenzielle Einschnitte gegeben hat. Sie hatten zur Folge, dass es bis zum heutigen Tag keine wirkliche Normalität in diesem wichtigen Beruf gibt.

Das Berufsbild des Journalisten ist in Deutschland nicht geschützt, es gibt keine verbindlichen Qualifikationen, die Zugangswege zum Beruf sind offen. Netzwerke und Beziehungen sind unter solchen Umständen wichtig, vor allem für Berufsanfänger. Seitdem der öffentliche Sektor in Deutschland Jungakademiker nicht mehr massenhaft aufnimmt, vor allem Lehrer, hat der Run auf die Presseberufe noch weiter zugenommen. In besonderer Weise reflektiert der deutsche Journalismus daher heutzutage auf der einen Seite den raschen Wandel in der Berufswelt und auf der anderen den Zustand des Landes, das zehn Jahre nach der Wiedervereinigung nach seiner Rolle drinnen wie draußen sucht.

Die Verbreitung des Massenmediums Radio fiel mit dem Aufstieg der Nationalsozialisten zusammen, die dieses Instrument vortrefflich zu nutzen wussten. Viele junge Journalisten gerieten in die Fänge des Regimes, sowohl bei den Printmedien als auch beim Radio. Logischerweise kam für sie eine journalistische Tätigkeit in der Bundesrepublik nicht infrage, wie dies auch für die Masse

der DDR-Journalisten nach der Wiedervereinigung galt. Die zweite deutsche Republik profitierte daher lange Zeit von der Chance des Neubeginns auf diesem Felde. Viele Menschen verdingten sich interessanterweise als Journalisten, die ohne das Kriegserlebnis nicht in diesem Beruf gelandet wären. In der deutschen Politik war es übrigens genauso. Unter den Journalisten, die die Anfänge der Bundesrepublik begleiteten, befanden sich viele Offiziere, denen der Zugang zum Universitätsstudium verwehrt blieb. Mancher wurde Journalist, weil ihm der Krieg die Jugendjahre gestohlen hatte und es nun darum ging, abrupt den Einstieg ins Berufsleben zu schaffen. Spannend war der deutsche Journalismus aber auch deswegen in den drei Jahrzehnten nach 1945, weil Individualisten, Seiteneinsteiger und Einzelgänger aller Art den Weg in diese Profession wählten. Natürlich fanden ebenfalls Mitläufer des NS-Regimes Unterschlupf in diesem Beruf. Mancher von ihnen überlebte bis zur Pensionierung oder bis zum Tod unerkant. Andere wurden mitunter auf dem Höhepunkt ihrer Karriere enttarnt oder wie Werner Höfer, Fernsehdirektor beim Westdeutschen Rundfunk in Köln und Gastgeber des legendären „Internationalen Frühschoppens“, in öffentliche Debatten hineingezwungen, die mit wachsendem zeitlichen Abstand zum Dritten Reich an Unerbittlichkeit und Rigorosität noch zunahmen.

Mit dem Aufstieg des neuen Mediums Fernsehen trat seit Mitte der sechziger Jahre, zunächst unmerklich, eine Veränderung ein. Sie markiert zugleich die dritte Etappe der Entwicklung des Journalistenberufs in Deutschland seit den zwanziger Jahren. Sie fiel zunächst nicht ins Gewicht, weil zahlreiche Topjournalisten das Medium wechselten und nun im Fernsehen ihr Glück ver-

suchten. Andere konnten sich in den folgenden Jahren profilieren, weil ihnen der Prozess der Dekolonialisierung in Afrika, der Vietnam-Krieg, die Guerilla-Bewegungen und Militärregime Süd- und Mittelamerikas sowie andere große internationale Ereignisse zu Reporter-Glück, Ruhm und Popularität verhalfen. Dies galt auch für viele Journalisten in West-Berlin, die sich zwischen Luftbrücke im Jahre 1948, dem 17. Juni 1953 und Mauerbau 1961 einen Namen machen konnten. Damals gab es noch nicht die Programmflut von heute. Millionen von Menschen hatten die Auswahl zwischen maximal zwei Fernsehkanälen, ein paar hochkarätigen Hörfunkprogrammen und einigen Zeitungen.

Überdecktes Defizit

Der Stellenwert internationaler Ereignisse überdeckte somit vorübergehend ein Defizit, das sich erst in den achtziger Jahren bemerkbar machte: ein Rückgang der Qualität, des persönlichen Formats und der beruflichen Qualifikation bei vielen Journalisten. Er ging einher mit einer Ideologisierung und politischen Radikalisierung in vielen öffentlich-rechtlichen Rundfunkanstalten, die ähnlich wie die deutschen Schulen und Universitäten zum Opfer der 68er Kulturrevolution wurden. Anders als nach 1945 – als in jeder Hinsicht eine Ausnahmesituation geherrscht hatte – profitierten nun viele Journalisten bei ihrer Karriere von dem Umstand, dass ihr Beruf nicht mehr den Stellenwert in der deutschen Mittel- und Oberschicht besaß, den er aus ganz anderen Gründen unmittelbar nach Kriegsende gehabt hatte. Wer gut ausgebildet war, wer sich beruflich etwas zutraute, suchte auf anderen Gebieten sein Glück. In der Bundesrepublik war es bis 1968 nicht schick, Jour-

Zunftwesen mit Mittelmaß

nalist zu werden. Mancher potenzielle Ressortleiter oder Chefredakteur wurde damals lieber Professor für Politologie oder Zeitgeschichte. Das Land ging durch eine unpolitische, restaurative Phase, die in anderer Form in den neunziger Jahren wiederkehrte. In der deutschen Provinz wurde Journalismus vor allem bei Tageszeitungen zum Sammelbecken jener, die nur ein abgebrochenes Studium vorzuweisen hatten. Verpasst wurde somit die Chance, nach dem Umbruch von 1945 und der Stundennull-Situation mit dem allmählichen Ausscheiden der ersten Nachkriegsjournalistengeneration Mindestqualifikationen und ein klares Berufsbild zu schaffen.

Mittelmaß beim Fernsehen

Von der Nivellierung, von dem Mittelmaß ausgenommen blieb vorläufig noch das Fernsehen, das weiterhin interessante Köpfe wie etwa Hanns-Joachim Friedrichs anzog, der sein Handwerk übrigens bei der BBC in London erlernt hatte. Allerdings produzierte dieses Medium nach 1968 im Zuge der Ideologisierung und Nivellierung des deutschen Bildungswesens immer mehr Mittelmaß, promovierte Ideologen und „Prediger“. Sie versuchen stellenweise bis heute, vor allem über Magazinsendungen, ihr Publikum und eine gläubige Anhängerschaft zu erreichen, indem sie bei jedem Sendetermin vermeintliche Missstände in Staat und Gesellschaft aufdecken wollen. Aber Franz Josef Strauß lebt nicht mehr, und der Parteispandenskanal um Helmut Kohl wird ganz offenkundig nicht zum politischen Dauerbrenner der nächsten Jahre. Viele meinen, die Aufdeckung des Skandals und seine Begleitung seien eine Sternstunde des deutschen Journalismus gewesen. Man kann aber auch zu einer anderen

Bewertung kommen, weil Mitte und Maß bei der Beurteilung der Verfehlungen von Kohl gefehlt haben. Es hat darüber hinaus sichtlich an Beiträgen in Deutschland gemangelt, die eine Verbindung zwischen der aktuellen Kritik an Kohl und seiner historischen Rolle herstellten. Anders formuliert, man hätte sich darüber Gedanken machen müssen, wie sich die Kontroverse in einigen Monaten, spätestens in ein bis zwei Jahren in ein Gesamtbild Helmut Kohls einfügt. Das hätte den sofort ausbrechenden Rudeljournalismus ein wenig eingedämmt und am Ende vielleicht auch verhindert, dass Wolfgang Schäuble ein tragisch zu nennendes Opfer der ganzen Affäre wurde. Bei einem kritischen Vergleich schneidet hier die internationale Presse eindeutig besser ab als die deutsche Presse.

Das linksliberale Meinungsmonopol im Fernsehen wurde ohne jeden Zweifel aufgebrochen durch die neue Medienlandschaft, die mit Einführung des Privatfernsehens in Deutschland seit Mitte der achtziger Jahre entstand, der vierten Etappe im deutschen Journalismus. In einem zweiten Schub werden davon nun auch die Printmedien erfasst. Das Radio hat, von Ausnahmen abgesehen, während der letzten zehn bis fünfzehn Jahre einen außerordentlichen Qualitätsverlust erlitten. Und mit Internet und anderen technischen Neuerungen zeigen sich weitere dramatische Veränderungen, die das Berufsbild des Journalisten massiv beeinflussen werden. Binnen knapp zwei Jahrzehnten dürfte sich die Zahl der Journalisten in Deutschland von zirka 30 000 auf rund 60 000 verdoppelt haben. Hinzu kommen die enorme Ausweitung des PR-Sektors, der vielen Berufsanfängern eine Chance eröffnet, sowie der Umstand, dass immer weniger Journalisten eine Festanstellung finden. Möglicherweise befindet sich

der Beruf in einer Entwicklung, die darauf hinausläuft, ihn nur zeitweise während eines Arbeitslebens auszuüben, infolge der dramatischen technischen Entwicklung bei den Medien in jedem Fall nur zeitlich begrenzt, vielleicht auf zehn bis maximal zwanzig Jahre.

Die Einführung der Privatmedien trug vor fünfzehn Jahren aber auch dazu bei, die personalmäßig weitgehend erstarrte Berufslandschaft im Journalismus aufzubrechen. Viele junge Leute erhielten eine Chance. Andere kamen von den öffentlich-rechtlichen Medien, sodass auch dort ein gewisser Personalschub ausgelöst werden konnte. Insgesamt trat nun eine Dynamisierung im Journalistenberuf ein, die zu immer kürzeren Beschäftigungsverhältnissen auf Toppositionen und zu immer rascheren Personalrochaden geführt hat. Da gleichzeitig infolge des Aufkommens der Privatmedien die Gehälter auf Spitzenpositionen explodierten, kann man durchaus von einer parallelen Entwicklung zwischen deutschem Fußball und Journalismus sprechen. Schon wenn der Erfolg kurzfristig ausbleibt, wird der Trainer beziehungsweise der Chefredakteur ausgewechselt. In Berlin überlebt man zurzeit nur mit Glück mehr als zwei Jahre auf einer Spitzenposition.

Eine neue Etappe

Die Zeit des Mittelmaßes im deutschen Journalismus könnte aber nun, mit dem Beginn der fünften und letzten zu skizzierenden Etappe, zu Ende gehen. Viele derer, die relativ konkurrenzlos Toppositionen erreicht haben, gehen jetzt in den Ruhestand. Ob der Beruf in den nächsten Jahren erneut an Qualität gewinnt und damit an das ausgehende Kaiserreich und die besten Jahre der ersten deutschen Republik anschließen kann,

bleibt abzuwarten. Viel wird davon abhängen, ob sich die interessanten Anfangsimpulse in Berlin verstetigen, wo sich eine neue Funktionselite aus Politik, Wirtschaft, Wissenschaft, Kunst, Film und Literatur belebt, vor allem durch viele junge Menschen aus ganz Deutschland etabliert. Wenn dies der Fall sein sollte – und gerade bei den Berliner Zeitungen sprechen mit der Berufung von vielen neuen, unverbrauchten Gesichtern einige Anzeichen dafür –, könnte verhindert werden, dass in der Hauptstadt jene problematische Symbiose wieder entsteht, die sich seit den siebziger Jahren zwischen Politik und Journalismus in Bonn entwickelt hatte.

Es gab sie auf andere Weise wohl schon früher, bereits in der Adenauer-Zeit. Damals hatte sie etwas mit mangelnder Erfahrung in der Demokratie zu tun. In den siebziger Jahren zählte diese Entschuldigung nicht mehr. Nun war man satt und träge geworden und genoss das privilegierte Dasein als Angehöriger der „Vierten Gewalt“.

Helmut Kohl ist zu Unrecht als Mann der deutschen Provinz gescholten worden. Und selbst wenn er dies einmal war, durchlief er eine Entwicklung, die ihm international größten Respekt, ja Zuneigung einbrachte. Wie steht es jedoch um seine journalistischen *Counterparts* aus dieser Zeit, vor allem um die Fernsehjournalisten, die damals wirklich Deutungsmacht hatten? Haben sie ihre Chance genutzt? Oder sind sie nicht in Wirklichkeit zu den Repräsentanten einer Zeit des journalistischen Mittelmaßes und des deutschen Provinzialismus geworden? Die Einengung der Perspektive hatte zur Folge, dass sich vor allem im Fernsehen und im Hörfunk ein Journalismus entwickelte, der sich in zu starker Abhängigkeit von den Parteien befand und weiterhin befindet. Es ist heutzutage nahezu unmöglich, bei den

öffentlich-rechtlichen Rundfunkanstalten Karriere ohne ein Parteibuch oder eine aktive Förderung durch eine Partei zu machen. Erträglich ist dieser Umstand nur dadurch, dass mancher zwar mithilfe eines Parteibuches aufsteigt, augenzwinkernd dann aber doch Journalist bleibt und nicht zum Aufpasser oder Informanten degeneriert. Allerdings gab es beklagenswerte Stechereien, Denunziationen und jede Form des Anbiedereis beim Regierungswechsel 1998.

Der Parteibuch-Journalismus in seiner übersteigerten Form fiel in Deutschland übrigens mit dem Machtverlust von CDU/CSU im Jahre 1969 zusammen. Bis dahin hatten sich die Parteien nicht allzu sehr um die inhaltliche Parteinähe oder -ferne von Journalisten gekümmert. Die SPD verfügte noch über ein großes Zeitungsimperium, das sie in der Stunde null der deutschen Publizistik 1945 von den Besatzungsmächten als Lizenzträgerin erhalten hatte. Konservative Kreise kontrollierten den übrigen Bereich der privatwirtschaftlich organisierten Printmedien, während sich in Hörfunk und Fernsehen allmählich progressiveres Gedanken-gut breit machte, da es dort eher toleriert wurde. Die Union realisierte dies erst, als der Machtverlust in Bonn eingetreten war. Danach begann sie mit einer gezielten Personalpolitik, vor allem beim Zweiten Deutschen Fernsehen, später auch bei den übrigen ARD-Anstalten. Wie im siebzehnten Jahrhundert galt die Faustregel: *cuius regio eius religio*.

Diese Politik hatte jedoch ihre Grenzen, weil ein strukturelles Dilemma der Union nicht zu beheben war: Es reichte nicht aus, einige Spitzenpositionen zu reklamieren, wenn es – dem Zeitgeist seit den Tagen der Ostpolitik entsprechend – ein sozial-liberales Meinungsklima in den Redaktionen gab. Durch

das Aufkommen der Privatmedien, die deutsche Wiedervereinigung und das Ende des Kalten Krieges sowie durch die Vielzahl neuer Medien sind aber auch hier die Verhältnisse mittlerweile weitgehend auf dem Wege der Normalisierung.

Schattenseiten des Wandels

Die Zunahme von Fernsehkanälen, die rasanten Veränderungen in allen Medien haben natürlich auch ihre Schattenseiten. Das Berufsbild verändert sich schleichend, weil das Unterhaltungsmedium Fernsehen zunehmend die Funktion eines Leitmediums übernimmt. Die Regierung Schröder setzt erkennbar auf diesen Trend. Und Jürgen Möllemann hätte sicherlich für die FDP in Nordrhein-Westfalen nicht dieses Resultat erzielt, wenn er nicht entschlossen auf die Karte Klamauf, Event, Auffallen um jeden Preis gesetzt hätte. Dadurch verändern sich nicht nur die Politik, ihre Inhalte und Protagonisten, davon ist auch die Arbeit des politischen Journalisten betroffen.

Die begabtesten Nachwuchsjournalisten zieht es schon heute nicht mehr zur politischen Berichterstattung, zu einer Tätigkeit als Auslandskorrespondent, nach der man vielleicht im Stammhaus Karriere macht. Die Tüchtigsten wollen heute Moderator werden und in kurzer Zeit viel Geld verdienen. Die nivellierenden und stellenweise erschreckenden populistischen Tendenzen im Privatfernsehen, wo für sicher gehaltene Tabugrenzen immer schneller fallen, sind nicht ohne Folgen für das Fernsehen insgesamt und für die Printmedien, die sich schrittweise diesem Niveau anpassen.

Wie in den USA ist es mittlerweile auch in Deutschland zunehmend schwierig geworden, Themen der Europa-, der Außen- und Sicherheitspolitik den Stellenwert zu ge-

ben, die sie in einem bedeutenden Industrieland im Zeichen der Globalisierung eigentlich haben müssten. Politische Berichterstattung befindet sich insgesamt auf dem Rückzug. Die einhellig geforderte Wissensgesellschaft findet in den Medien immer weniger Widerhall, geschweige denn Ermütigung. Der wahre Reichtum der Gesellschaft, die vielen Facetten eines großen Landes, wie Deutschland es ist, werden immer unzureichender abgebildet. Jeder Schlagerstar der fünfziger Jahre erhält im Fernsehen einen Nachruf. Nobelpreisträger, große Gelehrte und Persönlichkeiten auf anderen relevanten Gebieten sterben ohne öffentliche Würdigung, obwohl Deutschland an den Konsequenzen ihrer scharenweisen Emigration während des Dritten Reiches noch immer leidet.

Der Vorwurf des Mittelmaßes an die Adresse des deutschen Journalismus ist nicht nur anhand einer historisch-chronologischen Vorgehensweise in fünf Etappen über den Zeitraum der letzten achtzig Jahre hinweg zu erheben, sondern ist auch – wie schon erwähnt – die Folge einer fehlenden Distanz zur Politik. Andererseits hat der deutsche Journalismus die Neigung zur Abschottung, zum Zunftwesen, was sich infolge der jüngsten Entwicklungen in Berlin allerdings ändern mag. Denn der deutsche Journalismus akzeptierte anders als 1945 und anders als beim Aufstieg des Fernsehens in den sechziger Jahren lange Zeit keine Quereinsteiger. Kollegen, die vorübergehend in oder für die Politik gearbeitet hatten, galten als verdächtig, als kontaminiert. Man habe auf die andere Seite gewechselt, hieß es. Dabei wäre es zu begrüßen, dass auch die Journalisten in anderen Berufsfeldern Erfahrung sammeln und selbstverständlich nach einem Gastspiel in Politik und Wirtschaft in ihren Beruf zurückkehren könnten. Wer dies

in Deutschland tat, bewegte sich in aller Regel auf einer Einbahnstraße in Richtung Politik, wie die Beispiele Egon Bahr, Günter Gaus oder Friedhelm Ost zeigen. Seltene Ausnahmen von der Regel waren Theo Sommer und Peter Boenisch. Sie kehrten von Gastspielen in der Politik in den Journalismus zurück.

Medien und Wissenschaft

Die infolge der zunftmäßigen Organisation weit verbreitete Selbstgefälligkeit im deutschen Journalismus würde einer kritischen Selbsteinschätzung weichen, wenn sich diese Berufsgruppe Kontakten aussetzen würde, die über die Politik hinausreichen. Dann würde sehr rasch deutlich werden, wo man leistungsmäßig und im Vergleich zu anderen Berufsgruppen national und international wirklich steht. So ist beispielsweise der Kontakt der Medien zur Wissenschaft, zu den Universitäten unterentwickelt. Immerhin gibt es beispielsweise mit Günther Nonnenmacher, Lothar Rühl und – wenn man an seine Tätigkeit bei der *Zeit* und dem *Spiegel* denkt – mit Michael Naumann sogar habilitierte Journalisten in Deutschland. *Die WELT* in Berlin setzte lange Zeit auf Hans-Peter Schwarz als Leitartikler und Kommentator, neuerdings auf Michael Stürmer.

Es ist vielleicht auch kennzeichnend, dass infolge der unklaren Zugänge zum Beruf viele jüngere Journalisten auf eine umfassende Ausbildung verzichten, auf Auslandsaufenthalte – wie sie mittlerweile für viele akademische Berufe quasi eine Pflichtübung sind – und sich mit rasch anwachsender journalistischer Gelegenheitsarbeit, die häufig zum Studienabbruch führt, zu früh an den künftigen Arbeitgeber binden.

Zunftwesen mit Mittelmaß

Die Ausbildungs- und Erfahrungsdefizite der deutschen Journalisten gelten in noch stärkerem Maß für die Beobachtung des Auslands. Sie reisen zwar viel, aber meistens begleiten sie deutsche Politiker auf ihren Reisen. Das führt zu einer verkürzten und einseitigen Wahrnehmung der Welt. Dazu gehören auch Sprachkenntnisse, die bei deutschen Journalisten bezeichnenderweise mehr als dürftig sind. Man trifft selten Kollegen an, die Englisch und Französisch sicher in Wort und Schrift beherrschen. Bei den jüngeren Journalisten, vor allem bei jungen Frauen, die in den letzten zehn Jahren in diese Männerdomäne eingedrungen sind, sind allerdings klare Fortschritte erkennbar. Viele junge Menschen suchen wegen des überbesetzten Marktes im Inland ihre Chance als freie Journalisten im Ausland, selbst an den exotischsten Plätzen.

Aktualitätswahn

Der Aktualitätswahn in den elektronischen Medien, die Formatierung vieler Hörfunkprogramme haben zur Folge, dass die meisten Auslandskorrespondenten – früher eine natürliche Führungsreserve im Journalismus – kaum noch Zeit haben, sich mit ihrem Land vertieft zu befassen. Von morgens bis abends gilt es die zahllosen Programmplätze in mehr als fünfzig öffentlich-rechtlichen Programmen (!) zu beliefern. Fernsichtnachrichten im Stundenrhythmus haben den Spielraum der hier tätigen Korrespondenten ebenfalls fühlbar eingeschränkt. Unübersehbar ist weiterhin die Live-Schwäche vieler deutscher Journalisten im Vergleich zu ihren Kollegen aus Großbritannien, den USA und Frankreich. Sie hat sicherlich auch etwas mit fehlendem Hintergrundwissen zu tun.

Zu den deutschen Fernsehmoderatoren, die sich hoch einschätzen, wäre ebenfalls eine Menge zu sagen, wenn man sie mit ihren europäischen und amerikanischen Kollegen vergleichen würde. Schließlich bekommt man über Quoten ganz augenscheinlich nicht die Moderatorinnen-Persönlichkeiten, wie sie etwa im französischen Fernsehen gang und gäbe sind. Viele hervorragende Hintergrundsendungen sind aus den Programmen verschwunden. Jedermann reist nun selbst an die entferntesten Punkte in der Welt. Wie die Diplomaten haben die Journalisten hier – jedenfalls in der öffentlichen Wahrnehmung – ihre Standortvorteile eingebüßt.

Schuld an der Verflachung der Programme und an den Nivellierungstendenzen in den Printmedien tragen aber auch die Verleger. Der klassische Repräsentant dieses Berufsstandes ist in Deutschland ausgestorben, und die Sonderfaktoren – Vergabe von Zeitungslizenzen an Gegner des Hitler-Regimes und gestandene Demokraten – kommen an ihr Ende. Man schaut auf Rendite und auf Vermarktung quer durch die Medien, anstatt dem Urteil des Lesers, Hörers und Zuschauers zu vertrauen. Dieser möchte nach wie vor Qualität und Unabhängigkeit des Urteils haben. Vermutlich würde er dies in ausreichender Zahl auch honorieren, womit wir am entscheidenden Punkt der Argumentationskette angelangt sind.

Die deutschen Medien könnten besser sein, das grassierende Mittelmaß könnte zurückgedrängt werden, wenn vor allem die deutschen Fernsehanstalten nicht ohne Not das mögliche Niveau unterbieten würden. Sie treiben viele gute Journalisten in die Resignation und den Dienst nach Vorschrift. Denn die Gebildeten und hervorragend Informierten in Deutschland nutzen – und

dies ist eine klare Marktentscheidung – die *BBC* und den Nachrichtenkanal *CNN*, um sich aktuell wie hintergründig zu informieren. Kein Auslandsteil einer deutschen Tageszeitung reicht an das Niveau der *Neuen Zürcher Zeitung* heran, die in einer Halbmillionenstadt erscheint, in einem Land, das ein Zehntel der deutschen Bevölkerungszahl hat. Konsequenterweise erreicht sie fünfstellige Verkaufszahlen in Deutschland. Gleiches gilt für die *Financial Times*, die *International Herald Tribune* oder den *Economist*. Man kann also sagen, dass sich die Führungselite des Landes längst international positioniert hat, weil das Niveau der deutschen Medien und Journalisten in der Spitze offenkundig nicht ausreicht. Mehr als 100 000 hochrangige Leser und Zeitungsnutzer und mehrere Hunderttausend Fernsehzuschauer haben sich aus solchen Gründen vom deutschen Markt abgewandt. Das Defizit an herausragendem journalistischen Personal ist einer Reihe von Medien in Deutschland durchaus bewusst. Da der Typ des weltläufigen Hauptstadt- oder Metropolenjournalisten eine Rarität darstellt, wird er aus dem deutschsprachigen Ausland importiert. Roger de Weck, Chefredakteur der *Zeit*, stammt aus der Schweiz, aus Wien kommen seine Kollegen Helmut Brandstätter, *ntv*, und Michael Maier, der der *Berliner Zeitung* und dem *Stern* Vorstand. Erfolgreiche Manager bei *RTL* waren und sind Helmut Thoma und Gerhard Zeiler. Sie stammen ebenfalls aus Österreich. Was den Hörfunk betrifft, das großartige Erbe, das Amerikaner und Briten mit der Installation eines unabhängigen Radios in Deutschland hinterlassen haben, erfüllen nur die beiden nationalen Hörfunkprogramme Deutschlandfunk Köln und DeutschlandRadio Berlin annähernd nationale wie internationale Kriterien. Alles dies

sollte den Zeitungsstrategen Mut machen, Produkte zu entwickeln, die mit den besten im europäischen und vor allem im angelsächsischen Raum mithalten können. Denn dies würde Chancen für Journalisten eröffnen und am Ende auch dazu führen, einen weniger stromlinienförmigen Nachwuchs auszuwählen als interessante, nonkonformistische Typen mit spannenden Biografien, wie man sie in Großbritannien und in den USA häufig antrifft. Von daher ist die Berufung von Josef Joffe als neuem *Zeit*-Herausgeber ebenso ein bemerkenswertes Indiz wie der Wechsel in die Politik von Christoph Stözl.

Notwendige Arbeitsteilung

Der deutsche Journalismus ist schließlich durch eine Tendenz bedroht, wie es sie seit einiger Zeit im Sport gibt, wo einstige Fußballgrößen die Kommentierung übernehmen. Andere Sportarten sind diesem Beispiel gefolgt. Auf den Journalismus übertragen, heißt dies, dass die Politiker nicht länger die Arbeitsteilung zwischen der Politik und den Medien akzeptieren. Statt eine ruhige Beobachtung, Analyse und eigene Fragestellungen zu erlauben, setzt die Politik fortlaufend Pressetermine an, produziert Tonnen von Statements und Erklärungen, inszeniert Ereignisse, eine Schwindel erregende Zahl an Konferenzen und übernimmt Zug um Zug die Vermarktung selbst. Bei den Bundestagswahlen im Jahre 1994 stellten sich erstmalig seit dem Zweiten Weltkrieg die deutschen Spitzenpolitiker nicht den Fragen der Journalisten, sondern gaben Erklärungen ab. Beim früheren Bundeskanzler Helmut Kohl wurde im Laufe der Jahre bei Interviews ein Spannungsverhältnis deutlich, das von der Annahme einer höheren Legitimität herrührte. Der Journalist

habe im Gegensatz zum Politiker kein Mandat, er könne sich auf keinen Wählerwillen berufen, hieß die unausgesprochene Mahnung an die Adresse der Medienvertreter – übrigens nicht nur bei Kohl, sondern auch bei anderen deutschen Spitzenpolitikern. Bedroht wird der politische Journalismus in Deutschland in jüngster Zeit durch die Talkrunden am bisher weitgehend politikfreien Wochenende. Selbst der Presseclub, Nachfolger des renommierten Internationalen Frührschoppens, findet nichts Anstößiges daran, Politiker einzuladen. Höhepunkt dieser Entwicklung ist die Übernahme von Talksendungen durch Politiker wie den ehemaligen Ministerpräsidenten von Baden-Württemberg, Lothar Späth. In Berlin, so wird geschätzt, arbeiten mittlerweile mehr Journalisten in PR-Funktionen auf Seiten von Regierung und Verbänden als Parlamentskorrespondenten.

Der Bedeutungsverlust des politischen Journalismus und eine verstärkte Kontrolle und Themensteuerung durch die Politik haben allerdings schon früher eingesetzt. Einen maßgeblichen Beitrag dazu hat ausgerechnet der frühere Bundeskanzler Helmut Schmidt geleistet, der nach dem Verlust seines Amtes als Bundeskanzler in das Herausgebergremium der Wochenzeitung *Die Zeit* nach Hamburg wechselte. Dieser Seitenwechsel musste deswegen erstaunen, weil Schmidt während seiner aktiven Zeit als Politiker ein durchaus spannungsreiches Verhältnis zum Journalismus – hierin Kohl nicht unähnlich – unterhielt. Der ehemalige Bundesfinanzminister Gerhard Stoltenberg, ein habilitierter Historiker, berichtete in seinen vor einiger Zeit erschienenen Erinnerungen über einen Vorgang, der sich 1973 wenige Monate vor der Berufung von Schmidt zum Bundeskanzler abgespielt hat. Bei einem Abendgespräch traf Schmidt den

kleinen Kreis der führenden Bonner Wirtschaftsjournalisten, die ihm zeitweise kritisch gegenüberstanden. Nach dem Bericht von Stoltenberg, der auch Bundesverteidigungsminister war, erklärte Schmidt den Anwesenden, „sie könnten schreiben, was sie wollten. Er erziele durch periodische Interviews im Ersten und Zweiten Fernsehen eine ungleich größere Wirkung als alle Leitartikler zusammen“ (Gerhard Stoltenberg, *Wendepunkte*, Berlin 1997, Seite 240).

Mit der Berufung Schmidts in die Führungsspitze der *Zeit* ergab sich ein Dilemma, das zunächst verdeckt blieb, weil es für die SPD größer als für die Regierung Kohl war. Denn noch war Willy Brandt Parteivorsitzender. Allerdings befand sich die jahrzehntelang führende deutsche Wochenzeitung von nun an in einer permanenten Schiefelage hinsichtlich der Bewertung und Kommentierung der Politik der SPD. Sie hatte die Alternative, Schmidt dazu schreiben zu lassen – was ein Politikum war – oder die Behandlung bestimmter Aspekte zu unterlassen. Die langfristige Auswirkung des publizistischen Engagements von Helmut Schmidt blieb dann durch den Fall der Berliner Mauer und die deutsche Wiedervereinigung erneut verdeckt. Gleichzeitig kam aus einer ganzen Reihe von Gründen, wozu die Fehlbeurteilung der Dauer der deutschen Teilung und das Schwinden des atlantischen bei gleichzeitigem Vormarsch grüner Themen zählten, die Meinungsführerschaft der *Zeit* an ihr Ende.

Verschärfte Instrumentalisierung

Erst danach trat eine Entwicklung ein, die große Abschnitte der Kanzlerschaft von Helmut Kohl begleitete. Adenauer, Erhard, Kiesinger, Brandt allerdings schon mit Abstrichen, hatten nach der Kanzlerschaft klaglos

die Rolle des *Elder statesman* akzeptiert. Der rastlose Schmidt weigerte sich jedoch, diese anzunehmen. Aber Schmidt begnügte sich nicht mit philosophischen, über den Tag hinausreichenden Betrachtungen in der *Zeit*, sondern attackierte in der Tagespolitik. Seinen einstigen politischen Weggefährten Valéry Giscard d'Estaing schlug er einmal – um ein Beispiel zu nennen – als Kompromisskandidaten für die Leitung der Europäischen Zentralbank vor.

Zum ersten Mal in der Nachkriegsgeschichte Deutschlands verfügte ein ehemaliger Kanzler somit über ein Medium, mit dessen Hilfe er den amtierenden Kanzler jederzeit unter Beschuss nehmen und politische Alternativen entwickeln konnte. Da die *Zeit* vor zehn Jahren mit einer Auflage von einer knappen halben Million Exemplare praktisch die gesamte politische Klasse und die Gebildeten im Lande erreichte, entwickelte sich ein neuer Zustand im Verhältnis zwischen Politik und Medien, zwischen Kanzleramt und Journalismus.

Wenn der Eindruck nicht täuscht, hat dieses Fernduell zwischen Schmidt und Kohl die Medienstrategie des Pfälzers tief greifend beeinflusst. Schmidt war nach übereinstimmender Einschätzung der erste deutsche Bundeskanzler, der sich des Fernsehens perfekt zu bedienen wusste. Kohl startete mit dem Handikap, über derartige mediale Fertigkeiten nicht zu verfügen. Er stand in gewisser Hinsicht gegen die Medientrends seiner Zeit. Sicherlich hat diese Einschätzung mit dazu beigetragen, das Privatfernsehen zu fördern, um über eine Ausweitung der elektronischen Medien den Vorteil von Brandt und Schmidt auszugleichen, den sie in einem monopolistischen Fernsehen auf Grund der schon skizzierten Sozialisation der Masse der Redakteure be-

saßen. Während sich Kohl seit dem Ende seiner Kanzlerschaft – unabhängig von der Parteispendenaffäre – mit Statements zurückhält und die Rolle des *Elder statesman* mittlerweile zu akzeptieren scheint, hat Schmidt Nachahmer gefunden. Am aktivsten und immer auf die Tagespolitik zielend agiert hier der frühere Außenminister Hans-Dietrich Genscher.

Die Pressefreiheit ist in Deutschland trotz der beschriebenen Entwicklungen nicht gefährdet. Der Binnenpluralismus funktioniert im Großen und Ganzen. Und die Zunahme der Printmedien, etwa die Konkurrenz für den *Spiegel* durch den *Focus*, hat eher zu einer Zunahme von Beiträgen geführt, in denen Vorgänge in Presse- und Medienhäusern kritisch beleuchtet werden. Insgesamt neigen die deutschen Journalisten jedoch dazu, sich ein stromlinienförmiges Erscheinungsbild zuzulegen. Vorgesetzten wird zu wenig widersprochen. Die Angst um den Job geht um.

Die Regierung Schröder/Fischer ist mittlerweile in der Fernsehdemokratie angekommen. Die Medienstrategien sind verfeinert worden. Das Fernsehen und die große deutsche Boulevard-Zeitung sind für die rot-grüne Koalition am wichtigsten. Überregionale Zeitungen und Wochenzeitungen werden gezielt mit Interviews und Exklusivgeschichten bedient. Der Stellenwert des Radios hat bedauerlicherweise weiter abgenommen.

Am meisten fürchten die deutschen Politiker somit das gedruckte Wort und erweisen sich hier (glücklicherweise) als Erben von Gutenberg. Hier setzt dann auch sofort der Gegendruck ein, wenn eine Zeitung oder eine Publikation nicht „berechenbar“ ist und in einer Weise schreibt, wie es die Medienstrategen in Ministerien und Parteizentralen nicht vermutet hatten.

Gefährlich ist am Ende jedoch die Tendenz, als Journalist mit zwei Realitätsebenen zu arbeiten, weil man permanenter Gast „am Hofe“ von Spitzenpolitikern ist und weiter bleiben möchte und deshalb darüber nicht schreiben kann. Wer glaubt, dass dies typisch für autoritäre oder totalitäre Regime sei, täuscht sich. Die deutschen Journalisten müssen aufpassen, dass das Wissen um Zustände und Ereignisse und das exakte Schreiben über sie nicht immer weiter auseinander klaffen, im Lokalen wie im Globalen. Denn das muss für einen Beruf, der im Idealfall der historischen Deutung des Tagesablaufs nahe kommt, der aber immer dem Streben nach Wahrheit und Authentizität verpflichtet sein muss, eine große Gefahr darstellen.

Bei näherem Hinsehen zeigen sich daher in der politischen Kultur des Landes erhebliche Defizite. Die deutschen Politiker hofieren zwar die Fernsehjournalisten. In Wirklichkeit behandeln die meisten ihre Counterparts aber lediglich als Stichwortgeber. Es fehlt vielen an Respekt vor der Unabhängigkeit der Presse. Die Politiker denken in der Regel taktisch, auf den momentanen Vorteil bedacht, und verkennen, dass sie damit eine wichtige Institution schwächen oder beschädigen. So gesehen ist der deutsche Journalismus noch meilenweit vom britischen oder amerikanischen entfernt. Hier herrscht ein anderes Selbstbewusstsein.

Der Journalistenberuf in Deutschland ist, und auch dies gehört zum Gesamtbild, auf seine Weise untypisch, weil er überprivilegiert ist. Die Pressefreiheit und das Entstehen einer Presselandschaft in der Demokratie waren alliiertes Importgut. Der Beruf ist nie adäquat gewichtet worden und genießt vielleicht auch deswegen in Deutschland kein besonderes Sozialprestige. In der

Breite werden Journalisten in Deutschland gut bezahlt, vielleicht zu gut im Vergleich zu anderen Berufsgruppen. Zahlreiche Vergünstigungen kommen hinzu. Jeder Fernsehjournalist, der ein Buch schreibt, ist bestsellerverdächtig. Viele, die durch das Fernsehen populär wurden, gehen lukrativen Nebenbeschäftigungen nach, die sich nicht immer mit den Dienstverpflichtungen und dem Gebot der journalistischen Unabhängigkeit, zumal im öffentlich-rechtlichen Bereich, vereinbaren lassen. Auf Auslandsreisen oder bei Sportereignissen im Inland, bei denen die Reporter mit großer Selbstverständlichkeit in den besten Hotels am Orte absteigen, ist ein Hauch von Dünkel und damit von elitärer Selbsteinschätzung zu spüren, der Bände spricht. Regeln, ein bestimmtes, Rücksicht nehmendes Verhalten gegenüber dem nicht-journalistischen Publikum gelten dann nicht. Vielmehr hat man, wenn man fürs Fernsehen arbeitet, in Deutschland generell Vorfahrt.

Bei Licht betrachtet, verbanden sich mit der Mehrzahl der skizzierten Etappen im deutschen Journalismus Hoffnungen, echte wie in den zwanziger Jahren und wahrhaftige wie 1945, unbegründete wie 1933. Dazwischen lagen Jahrzehnte des Mittelmaßes und der unkritischen Selbstgefälligkeit, bevor durch die Veränderung der Medienlandschaft und das Jahrhundertereignis des Mauerfalls erneut große Veränderungen eintraten. Daher ist es nicht zu spät, aus der erneuten Umbruchsituation im deutschen Journalismus in Verbindung mit dem Regierungsumzug von Bonn nach Berlin und der Herausbildung einer bedeutenden, international orientierten Hauptstadtpresse mit ihren Rückwirkungen auf die regionalen Zentren im Lande etwas zu machen. Sie steht der Chance zum Neubeginn im Jahre 1945 nicht viel nach.